I have a dream

Johan Schloemann

Was drin ist für dich: Eine Zeitreise durch die turbulente Geschichte der Rhetorik.

Freie Reden haben die Geschicke der Menschheit schon immer mitgestaltet. Im antiken Griechenland prägten sie den politischen Austausch auf dem Marktplatz, in Frankreich befeuerten sie die Revolution, in den USA inspirierten sie die Bürgerrechtsbewegung, aber auch die Nationalsozialisten wussten sie für ihre Zwecke zu nutzen. Die Kraft der Rhetorik ist unumstritten. Doch wie genau verlief ihre Geschichte – wann wurden die ersten freien Reden gehalten und wie wandelte sie sich im Laufe der Zeit?

In diesen Blinks warten keine praktischen Tipps für deine eigene Rede auf dich, sondern ein spannender Ausflug in die Vergangenheit des gesprochenen Wortes. Du wirst sehen, dass große Redner an vielen Wendepunkten der Geschichte eine entscheidende Rolle gespielt haben. Cicero und Martin Luther King sind nur zwei der beeindruckenden Rhetorik-Meister, die dir in den Blinks begegnen werden. Außerdem beantworten wir die Frage, ob die Rede im Zeitalter der sozialen Medien überhaupt noch eine Rolle spielt.

In den Blinks erfährst du auch,

wie der Beruf des Ghostwriters entstand,
wie eine Rede die Französische Revolution auslöste und
was Barack Obamas Spitzname ist.

Mit der Demokratie entsteht im antiken Athen die professionelle Redekunst.

Stell dir vor, du stehst unter freiem Himmel vor 6000 Menschen und alle Augen sind auf dich gerichtet. Du sollst deine Idee für ein neues Gesetz vorstellen – echte Demokratie eben. Das Blöde nur: Das Mikrofon ist noch nicht erfunden worden, und wenn du zu leise oder zu langweilig sprichst, wird sich die Menge über dich lustig machen. Was sich wie ein klamaukiger Film anhört, war im antiken Athen politischer Alltag.

Im 5. Jahrhundert v. Chr. entstand dort die erste bekannte Demokratie der Welt. Und die Athener nahmen den Begriff Demokratie – wörtlich übersetzt Herrschaft des Volkes – so ernst, dass über Gesetze tatsächlich per Mehrheitsbeschluss von allen Bürgern entschieden wurde. Jeder durfte Vorschläge machen, er musste sie lediglich in freier Rede vor dem versammelten Volk präsentieren. Was im ersten Moment nach idealer Demokratie klingt, hatte aber seine Tücken.

Zum einen hatten nur Männer Rede- und Abstimmungsrecht. Und zum anderen spielte die unmittelbare Gunst des Publikums eine so große Rolle, dass es populistische Vorschläge oft leichter hatten als differenzierte Argumente. Wer nicht gefiel, wurde mit lauten kataba, kataba!-Rufen bedacht, was so viel bedeutet wie aufhören, aufhören. Es ist kein Wunder, dass in dieser Zeit der Begriff des Demagogen entstand – des Volksverführers.

VISIT…

LANZAROTE
Caliente.COM

Um dem Druck standzuhalten, gewann die schriftliche Vorbereitung der Rede an Bedeutung. Im 5. Jahrhundert vor Christus waren Griffel und Papyrus noch neu. Sie drangen zwar vermehrt in verschiedene Lebensbereiche vor, ein gewisser Argwohn gegenüber der Schrift blieb jedoch. So war es bei einer Rede etwa verpönt, von einem Manuskript abzulesen. Das neue Medium wurde als elitär und volksfern empfunden.

Parallel dazu entstanden zwei neue Berufe: der Ghostwriter und der Coach. Vor allem in Gerichtsprozessen, in denen jede Partei für sich sprechen musste, um die oft mehr als 500 ausgelosten Laienrichter von sich zu überzeugen, ließ man Verteidigungsreden gegen Honorar von jemandem mit rhetorischer Begabung schreiben. In Redeschulen wiederum konnte man von Profis lernen, wie man sie sich gut einprägte und effektvoll präsentierte.

Wie du dir vorstellen kannst, blühte die freie Rede in dieser Zeit auf. Doch zu professionell durfte eine Rede auch nicht sein, denn das machte die Athener skeptisch.

Zu geschliffene Reden empfanden die Athener als undemokratisch.

Man kennt das aus Talk-Runden nach Wahlen: Die Verlierer sitzen vor den Kameras und müssen erklären, wieso sie so wenige Stimmen erhalten haben. An den politischen Inhalten lag es sicher nicht. Vielmehr habe man es nur versäumt, sie richtig zu vermitteln. Und auf der anderen Seite gab es natürlich ganz fiese Wahltricks, denen die Wählerschaft zum Opfer gefallen ist. Nicht die Wahrheit habe am Ende gewonnen, sondern Wortverdreherei: Solche Erklärungen sind alles andere als neu. Schon in der Antike wurde über die Glaubwürdigkeit von Rednern diskutiert.

Demokratie bedeutete für die Athener, dass man sich unter gleichen Voraussetzungen zu den Volksentscheidungen traf. Wer mit einer vorbereiteten Rede auftrat, verletzte dieses Gebot. Die einfachen Bürger konnten sich eine professionelle Schulung nämlich nicht leisten. Der Vorteil galt deswegen als undemokratisch und stand unter Verdacht: Wer kunstvoll sprach, führte sicher etwas im Schilde. Ein Amateur hingegen konnte gar nicht lügen, weil ihm ja die rhetorischen Mittel dazu fehlten.

Diese Ansicht hatte putzige Stilmittel zur Folge. Viele Reden begannen mit Beteuerungen wie „Ich habe noch nie eine Rede gehalten!" und enthielten Einsprengsel, die Mündlichkeit vortäuschen sollten, etwa: „Oh, da fällt mir gerade noch ein …" Der Gegner wurde dagegen als professioneller Wortverdreher dämonisiert: „Hört, wie teuflisch gut er spricht!" und ähnliche Formulierungen sollten ihn unglaubwürdig machen.

Weil viele Menschen sich aber tatsächlich keine Vorbereitung leisten konnten, fiel der Unterschied zwischen auswendig gelernten und wirklich frei gehaltenen Reden schnell auf. So entstand sogar unter Rhetoriklehrern eine Gegenbewegung zum Einstudieren vorgefertigter Texte. Der Autor und Redner Alkidamas verglich etwa das vorher auswendig gelernte Manuskript mit einer Fessel, die das Denken unflexibel macht. Da man das Verhalten des Publikums nur schwer vorher abschätzen könne, sei man nicht dazu in der Lage, auf Zwischenrufe zu reagieren. Ja, man könne jederzeit den Faden verlieren, und

dann drohe die Gedankenblockade! Im Endeffekt ginge es einem vorbereiteten Redner deshalb nicht um die eigentliche Sache, sondern nur um das vorgefertigte Wort.

Die Debatten aus der Antike zeigen, dass die freie Rede in einer Demokratie schon immer mit dem Ringen um Glaubwürdigkeit verbunden war. Das sahen auch die Römer so, die sich viel von der griechischen Rhetorik abguckten. Eines jedoch änderte sich …

In Rom gewinnt die Schrift an Bedeutung.

Cicero war wohl nicht erfreut, als Lucius Sergius Catilina im römischen Senat auftauchte. Mit dem Hochverräter, der einen Umsturzversuch wagte, hatte niemand gerechnet. Normalerweise bereitete Cicero seine Reden sorgsam vor, doch nun musste er improvisieren, um unter den Senatoren eine Verurteilung Catilinas zu erwirken. Dass er trotzdem erfolgreich war, zeugt von seiner hohen Redekunst – und diese führte er selbst auf sein Schreibtraining zurück.

Ganz im Gegensatz zu Alkidamas sah Cicero im Schreiben eine intensive Schulung der stilistischen Fähigkeiten: Wer viel schreibt, erlangt irgendwann eine so feine Sprache, dass er auch für unvorhergesehene Situationen gewappnet ist. Dem Gedanken, dass der Schreibgriffel, lateinisch stilus, der Maßstab guten Ausdrucks ist, entstammt übrigens unser Wort „Stil“. Und auch die Redewendung „druckreif sprechen“ geht auf dieses Verständnis des schriftbasierten Redens zurück.

Ein anderer großer Meister aus dem Römischen Reich schlug in dieselbe Kerbe. Quintilian, der als erster vom Staat finanzierter Professor für Rhetorik gelten darf, propagierte das Schreiben als Geistestraining, das dabei hilft, den mentalen Stress beim öffentlichen Sprechen zu bewältigen. Die Rede verglich er mit dem Straßenverkehr. Dort müsse man den Blick zwar geradeaus auf die Straße richten, gleichzeitig dürfe man aber auch das Geschehen drumherum nicht aus den Augen verlieren. Wenn wir dieses Bild beibehalten, dann wäre ein Redner ohne Schreibtraining wohl ein Autofahrer ohne Führerschein. Er wäre so schnell überfordert, dass er sofort einen Unfall verursachen würde.

Dass Cicero und Quintilian mit ihrem Faible fürs Schreiben auf allgemeine Akzeptanz stießen, lag nicht zuletzt auch an einer neuen Staatsform. In Rom wurden politische Entscheidungen von einem aristokratischen Senat getroffen und nicht, wie in Athen, von einer riesigen Volksversammlung. Dort hatte noch jeder das gleiche Recht zur freien Rede gehabt. In Rom gab es diese Gleichheit nicht mehr, weshalb es auch keinen Unterschied machte, dass ein Politiker professionell auftrat. Zum einfachen Volk gehörte er ja sowieso nicht. Nur das Ablesen war nach wie vor verpönt. Weder die Hände noch der Blick sollten an einem Manuskript kleben, damit der Kontakt zum Publikum nicht abriss.

Halten wir uns das alles nun einmal vor Augen, dann finden wir in den Vorstellungen der Römer unser heutiges Ideal einer gelungenen Rede: Zunächst wird sie sorgfältig formuliert und dann so eingeübt, dass man sie frei und lebendig vortragen kann. Doch gegen das Zusammenspiel von Schrift und Wort wurde noch einmal ein mächtiger Einspruch erhoben. Der christliche Gott hatte nämlich was dagegen.

Im Christentum wird der Redner zum Diener Gottes.

Wie das so ist mit Wundern: Wer nicht dabei war, kann es kaum glauben. So wird in der zweiten Apostelgeschichte des Neuen Testaments erzählt, wie die Apostel vom Heiligen Geist ergriffen werden. Sie fangen plötzlich an, in seltsamen Lauten zu sprechen, die eigentlich keinen Sinn ergeben. Doch die zum Pfingstfest versammelten Zuhörer stellen erstaunt fest, dass sie das Gebrabbel einwandfrei verstehen, und zwar in ihrer jeweils eigenen Landessprache. So sieht wohl die perfekte freie Rede aus: völlig aus dem Moment heraus und universal verständlich.

In der christlichen Deutung wird die wundersame Begebenheit damit erklärt, dass die Apostel nicht selbst gesprochen haben, sondern Gott durch sie. Dieses übersinnliche Phänomen nennt man Zungenrede, altgriechisch Glossolalie. Darunter versteht man eine religiöse Trance, die sich in ekstatischen Tönen ausdrückt. Insbesondere als das Christentum im ersten Jahrhundert im Heiligen Römischen Reich entstand, traten Gläubige gern mit Zungenreden auf.

Der Apostel Paulus hob den Gegensatz zwischen lebloser Schrift und göttlicher Inspiration immer wieder hervor. Und trotzdem war er mit der Zungenrede nicht ganz einverstanden. Pfingstwunder hin oder her: In den meisten Fällen blieb die religiöse Murmelei nun einmal vollkommen unverständlich, und gerade in den Anfängen des Christentums war es wichtig, den neuen Glauben nachvollziehbar zu vermitteln.

Und weil Paulus es sich zum Auftrag gemacht hatte, die christliche Botschaft zu verbreiten, aber selbst immer nur an einem Ort sein konnte, griff er dann doch sehr stark auf das Schriftmedium zurück. Seine Paulus-Briefe richteten sich dabei nie an einen Einzelnen, sondern immer an eine Gemeinde. Ein ausgewähltes Mitglied oder ein Bote lasen die Briefe vor, und so wurden die Schriften wieder zu mündlichen Reden.

Womöglich legte Paulus damit den Grundstein für eine Entwicklung, die so gar nicht seinem Geschmack entsprach. In den Jahrhunderten nach ihm wurde das Christentum nämlich immer mehr zum Gelehrtentum. Prediger lasen der Gemeinde nun häufiger vor und gaben sogar alte Reden als ihre eigenen aus. Erst durch die Reformation wurden Predigten wieder lebendiger und volksnäher.

Die freie Rede ist der Motor für Freiheit und Demokratie in der Moderne.

„Order! Order!“ Der krächzende Ruf ist aus dem britischen Unterhaus nicht wegzudenken. Dort geht es so hitzig zu, dass der Speaker regelmäßig zur Ruhe gemahnen muss. Das Geschehen wirkt oft wie das reinste Chaos. Doch die Briten sind stolz darauf – und zwar zu Recht. Denn zusammen mit den USA und Frankreich gilt England als Mutter der weltweiten Debattenkultur. Schauen wir uns an, wie es dazu kam.

Die Glorreiche Revolution beendete im ausgehenden 17. Jahrhundert den Absolutismus in England. Der König entschied fortan nicht mehr allein, sondern zusammen mit dem

Parlament. Durch die Bill of Rights wurde den Mitgliedern des Unterhauses Redefreiheit garantiert. Das Auswendiglernen oder Ablesen von Notizen, mit dem es einige anfangs noch versuchten, hielt man bald für unangemessen. Bis heute gilt der offene Schlagabtausch in England als Essenz demokratischer Debatten.

Auch in Frankreich hängt die freie Rede eng mit der Revolution zusammen. Man diskutierte auf der Straße, in Klubs und Salons über die rückständigen politischen Verhältnisse. Eine der weitreichendsten Stegreifreden der Geschichte fand im Pariser Café du Foy statt: Dort stieg der Republikaner Camille Desmoulins auf einen Tisch, sprach über Freiheit und Hoffnung und rief der Menge zu, sie solle zu den Waffen greifen. Die Rede gilt als ein Auslöser für den Sturm auf die Bastille am 14. Juli 1789, mit dem die Französische Revolution begann.

Die Geschichte der USA kann ebenfalls auf markante Reden verweisen, die den Weg für Freiheit und Gleichberechtigung bahnten. Die berühmteste stammt wohl von Martin Luther King und trägt den Titel „I have a dream". Diese Worte standen jedoch gar nicht auf dem Manuskript, das der Pastor und Bürgerrechtler am Abend zuvor mit einem Kollegen ausgearbeitet hatte. King sagte später, er habe sich zunächst an den Text gehalten und sich dann, angesichts der wundervollen Resonanz des Publikums, ganz dem Moment hingegeben.

Wer sich die Rede anschaut, bemerkt, wie King lange Zeit immer wieder aufs Manuskript schielt, bis er sich irgendwann davon löst und den Menschen von seinem Traum erzählt. Dabei wird sein Ton immer mehr zu einem predigenden Singsang, der von vielen zustimmenden Rufen aus dem Publikum begleitet wird. Es ist faszinierend, wie Kings Improvisation die Intensität seiner Rede noch einmal steigert.

Wie sehr die freie Rede zu einer freien Gesellschaft gehört, das zeigt die moderne Geschichte der drei Mutterländer der heutigen Debattenkultur. Doch warum gehörte Deutschland eigentlich nicht dazu?

In Deutschland fristet die freie Rede lange ein Nischendasein – bis die Nationalsozialisten die Rhetorik vereinnahmen.

Das Land der Dichter und Denker – was für ein klangvoller Name! Doch für die deutschen Bürger selbst hatte ihre blühende Schriftkultur auch eine Kehrseite. So glanzvoll nämlich die eigene Literatur um 1800 dastand, so verkümmert war die freie Rede. Ja, sie fand praktisch kaum statt, weshalb man neidvoll nach England blickte.

Die Sehnsucht nach einer Kultur der freien Rede verband sich dabei stark mit der Sehnsucht nach einem freiheitlichen Nationalstaat. Während in England bereits der Parlamentarismus begonnen hatte, bestand „Deutschland" nur aus losen Fürstentümern und Städten. Echte Parlamente, in denen politische Debatten hätten stattfinden können, wurden von den Machtinhabern kaum zugelassen.

Erst in der Frankfurter Nationalversammlung, die aus der Märzrevolution 1848 hervorging, erlebte der Deutsche Bund große Parlamentsdebatten. Es ging um ein einheitliches und demokratisches Deutschland! Doch es war nur ein kurzer Lichtblick politischer Beredsamkeit. Denn nach einem Jahr war der Versuch, sich auf eine liberale Verfassung zu einigen, gescheitert.

Im Kaiserreich von 1871 verbesserte sich die Rede-Situation nur scheinbar. Zwar gab es nun den Reichstag, allerdings hatte er keine ernsthafte politische Macht. Man diskutierte daher ziemlich leidenschaftslos. Lebhafter wurde es knapp fünfzig Jahre später in der Weimarer Republik.

Während der Großteil der Politiker seine Reden immer noch mühsam abspulte, gab es von den politischen Rändern viele Zwischenrufe und Provokationen – vor allem von den Nationalsozialisten. 1929 gründeten sie eine Rednerschule, in der man dem Nachwuchs nicht nur die ideologischen Inhalte einimpfte. Genauso wichtig war es, sich vom Manuskript zu lösen und das Publikum mit eigenen, glühenden Worten direkt anzusprechen.

Adolf Hitler beherrschte das zu diesem Zeitpunkt bereits wie kaum ein anderer. Auf perfide Weise stillte er damit die deutsche Sehnsucht nach einem großen Redner. Sein Beispiel zeigt, wie stark die Gefahr der Volksverhetzung innerhalb einer Demokratie sein kann. Allerdings sollten wir die nationalsozialistische Redekultur nicht mit freier Rede verwechseln. Denn es gab keinen Schlagabtausch, sondern nur das Durchpeitschen einer linientreuen Ideologie. Und auch bei der Vorstellung, das deutsche Volk sei von einem düsteren Rhetorik-Magier verzaubert worden, ist Vorsicht geboten: Ohne die breite inhaltliche Zustimmung der Bürger hätte es den überwältigenden Aufstieg der Nationalsozialisten nicht geben können.

Die Neuen Medien erlauben eine direktere Kommunikation mit dem Publikum, können die freie Rede aber nicht ersetzen.

Manchmal fragt man sich, ob Donald Trump eigentlich irgendetwas anderes macht, als Tweets in sein Smartphone zu hämmern. Mehr als 11.000 Posts hat er abgesetzt, seitdem er Präsident der USA ist. Doch nicht nur die Anzahl ist erstaunlich. Sprachlich sind seine Tweets, gelinde gesagt, ausbaufähig, und auch inhaltlich erlaubt sich der mächtigste Politiker der Welt Ungenauigkeiten. Ob Schludrigkeit oder Kalkül, man bekommt den Eindruck, dass Twitter für Trump wichtiger ist als der herkömmliche öffentliche Auftritt. Verdrängen die sozialen Medien also die freie Rede?

Werfen wir dazu einmal einen Blick auf Trumps Vorgänger. Zwar nutzte auch Barack Obama Twitter, allerdings um einiges besonnener, und außerdem legte er nach wie vor einen großen Wert auf klassische Reden. Dafür trainierte er mit einem Mediencoach vor allem den Einsatz des Teleprompters. Das Gerät projiziert den Text auf eine Scheibe, die zwischen Redner und Publikum aufgestellt ist. Auf der Seite des Sprechers spiegelt das Glas, sodass er den Text ablesen kann. Auf Seite des Publikums hingegen ist die Scheibe transparent, und es sieht so aus, als spräche der Redner vollkommen frei.

Obama verwendete sogar zwei Teleprompter-Scheiben, um die Blickrichtung wechseln zu können, und packte sie auch für Termine in kleineren Orten ins Gepäck. Seine Obsession handelte ihm den Spitznamen „Teleprompter-in-Chief“ ein. Und als zwischenzeitlich der Eindruck entstand, Obamas großen Worten würden keine Taten folgen, drohte ihm sein Redestil auf die Füße zu fallen. Wie schon in der Antike kam der Verdacht auf, die rhetorische Perfektion sei nur eine künstliche Fassade.

Zwar überstand Obama die Kritik und erfreute sich am Ende seiner Präsidentschaft hoher Beliebtheitswerte, doch die Sache mit dem Teleprompter lieferte Trump eine Vorlage für seinen Wahlkampf.

Nicht nur über Obama mokierte er sich, sondern auch über seine Gegnerin Hillary Clinton, die ebenfalls mit der Scheiben-Technik auftrat. Ja, Trump schlug sogar vor, den Teleprompter für Präsidentschaftskandidaten zu verbieten. Dass er dafür von seinen Anhängern gefeiert wurde, zeigt, wie gern sich Trump als volksnahen Politiker inszeniert. Geschliffene Reden? Viel zu elitär! Trump selbst spricht mit ungelenken Wiederholungen, Sprüngen und plumpen Behauptungen.

An Obama und Trump lässt sich erkennen, dass die Neuen Medien die klassische Rede nicht verdrängen. Sie dienen vielmehr derselben Kommunikationsstrategie. Neu ist nur, dass man keine Zeitung, keinen Radio- oder Fernsehsender mehr braucht, um sich unabhängig von Zeit und Ort an sein Publikum zu wenden.

Zusammenfassung

Die Kernaussage dieser Blinks ist:

Wie du siehst, hat die freie Rede die Entwicklung der Demokratie eng begleitet. Während man im antiken Athen vorbereitete Reden noch für undemokratisch hielt, wurde das Schreiben von Reden in den folgenden Jahrhunderten immer wichtiger. Mit dem reinen Ablesen wollte man sich jedoch nie so richtig anfreunden. Vor allem im Zuge gesellschaftlicher Umbrüche empfand man das Reden ohne Manuskript als Zeichen für ein Streben nach Gleichheit und Freiheit. Dass auch das Gegenteil der Fall sein kann, zeigt der Nationalsozialismus, in dem die Rhetorik zu einem staatlichen Instrument der Volksverhetzung verkam. Heute rückt die öffentliche Kommunikation verstärkt in die sozialen Medien, die klassische freie Rede hat aber nach wie vor ihren festen Platz in demokratischen Gesellschaften.